

Vorwort

Definieren ließ sich die Ehe vormalig als auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft (1) zweier Personen (2) unterschiedlichen Geschlechts (3). Von diesen Kriterien sind zwei nicht mehr in Geltung: Weder müssen die Eheschließenden unterschiedlichen Geschlechts, noch muss die Ehe auf Dauer angelegt sein; sie kann im Bewusstsein geschlossen werden, es miteinander zu versuchen und bei Misslingen des Versuchs auseinanderzugehen, wobei die Trennung jene Vernunft zeigen soll, die bei der Heirat zugunsten des Gefühls in Misskredit steht. Aus der Lebensgemeinschaft wird eine Lebensabschnittspartnerschaft, die Emotions- und/oder Interessensgemeinschaft kann bei Wegfall der Gefühls- und der Geschäftsgrundlage aufgekündigt werden. Die Trennung, und mit ihr die Scheidung, gilt als zivilisatorische Errungenschaft. Dass der Bund fürs Leben, häufig als Bund gegen das Leben bespöttelt, im Himmel geschlossen werde, glauben nicht einmal jene, die an den Himmel glauben – laut neuen Umfragen knapp ein Drittel der deutschen Bevölkerung.

Die Definition hat ausgedient, weil ihm die Wirklichkeit nicht mehr entspricht und weil das Ideal zerbröseln ist. Der Fortschritt, ein Tabu – und jedes Ideal umgibt sich mit Tabus – zum Teufel geschickt zu haben, hätte zuzugeben, dass er ein Ideal außer Betracht gesetzt hat. Ist ein gesellschaftlicher Wert diskreditiert, gilt für ihn die aufmunternde Weisheit nicht, es sei das Unmögliche anzustreben, um das Mögliche zu erreichen. Ein außer Kurs geratenes Ideal verliert seinen Wert als Orientierungshilfe oder regulative Idee und erscheint als Wegweiser, der in keine Richtung, sondern auf den Boden weist. Walter Kempowski notierte in seinem Tagebuch, dass eine Journalistin auf das Bekenntnis, er sei mit seiner Frau seit mehreren Jahrzehnten verheiratet, mit ungläubigem Entsetzen reagierte und an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifelte. Monogamie kann den Eindruck der Monotonie verbreiten. Die Möglichkeiten lassen, wie Sven Hillenkamp in seiner glänzenden Analyse „Das Ende der Liebe“ darstellt, jede Wirklichkeit als Modus der Unzulänglichkeit aussehen.

Im Zuge der juristischen Anpassung an die Wirklichkeit wurden eheähnliche Beziehungen den ehelichen weitgehend gleichgestellt: Der Gesetzgeber bemüht sich, die Variation des Verhaltens in der Differen-

zierung der Begriffe nachzubilden. Die normative Kraft des Faktischen verändert nicht nur Definitionen und Gesetze, sie prägt die Lehrpläne. Fibeln leisten der Idealisierung von Ehe und Familie keinen Vorschub mehr, sehen die damit verbundene Ideologisierung und bemühen sich, den Kindern Schuldgefühle zu ersparen, die jede Abweichung von der Normalität und dem, was als Normalität wahrgenommen wird, hervorrufen kann. Daher vermitteln sie, wie Kinder mit der Auflösung der traditionellen Kleinfamilie zurechtkommen. Der in Magazinen und Illustrierten ausgetragene Streit, ob Trennung der Eltern den Kindern schadet oder nicht, wird pädagogisch zum Friedensschluss geführt. Warum sollte Gewöhnung nicht ihre heilende Kraft bewähren?

Ein jegliches hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit. Auf dem Boden, den die Ehe verloren hat, etabliert sich eine Kultur der Scheidung. Von den Anzeigen, die das Getrenntsein verkünden, über Partys, die es feiern, bis zu Beratungsstellen, die eventuelle Schuld- und Versagensgefühle auffangen, Sympathie und Mitleid treten an die Stelle der kritisierten Selbstgerechtigkeit derer, die innerhalb moralischer Normen bleiben. Eine Institution, die ein Ideal vorhält, welches, wie die historische Forschung zeigt, Zeitlosigkeit nicht beanspruchen kann, muss darauf verzichten, vom Individuum Anstrengungen und Einschränkungen zu verlangen, die mit seinem Glücksbegehren nicht in Einklang zu bringen sind, und jene Weisheit bedenken lassen, wonach ein Ideal sich blamiert, wenn es mit Interessen in Konflikt gerät. Am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung wurde eine Prognose vorgelegt, wonach von den jüngeren Frauen ein Drittel und bei den Männern sogar vierzig Prozent nie heiraten werden. In Berlin ist das Single-Dasein in über fünfzig Prozent der Haushalte Realität.

*

Die Philosophie hat in den letzten Dezennien auf den Vorwurf reagiert, den Kontakt zum Leben verloren zu haben, und den Alltag wiederentdeckt: die Freundschaft, das Glück, den Sinn, die Tugenden. Auf diese Themen hin wird die Tradition befragt, werden aktuelle Betrachtungen verfasst. Neben dem Bestseller von Erich Fromm „Die Kunst des Liebens“ steht allerdings kein Titel „Die Kunst der Ehe“ im Regal. Vielfalt, die sich der Beliebigkeit nähert, gibt weder zu Deduktionen noch zu metaphysischen Begründungen – hen kai pan – Anlass. Eine kaputte Uhr abzustauben setzt sie nicht in Funktion. Die Lexika phi-

losophischer Begriffe verzeichnen „Ehre“, aber nicht „Ehe“, und dies, obwohl, wie die vorliegende Textsammlung zeigt, sie ein würdiger Gegenstand des Nachdenkens war. Weder die antike Tradition der von der Sippe gestifteten Versorgungsehe noch die der metaphysisch überhöhten Hochzeit als Abbild des Bundes zwischen Gott und Menschheit im mittelalterlichen Christentum werden fortgesetzt. An die Stelle der Vorstellung von Selbstvervollkommnung ist die der Selbstverwirklichung getreten. Und die seit der Romantik beschworene Liebesehe hat zwar die Selbstverständlichkeit moderner Autonomie auf ihrer Seite, gleichzeitig aber die Statistiken ihrer Haltbarkeit gegen sich. Vorschläge wie der, man solle die Ehe auf eine begrenzte Zahl von Jahren schließen, bezeugen den Niedergang ihrer Aura ebenso wie die nachlassende Intensität ihrer theoretischen Rechtfertigung, die in der Wertephilosophie Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eine letzte Blüte trieb.

Gleichwohl übersteht die Ehe ihre Krisensymptome, und die Zahl ihrer Befürworter steigt. Schon 2006 verteidigte Norbert Bolz die Institution und betonte in „Die Helden der Familie“ ihr empirisch nachweisbares Glückspotential. 2007 komponierte Rafik Schami sein „Lob der Ehe“ als „weltliterarisches Treuebuch“ und 2009 folgte Arnold Retzer mit seinem Buch „Lob der Vernunft Ehe“, in dem er hervorhob, dass die Ehe besser sei als ihr Ruf, und Zahlen nannte: „60 % aller Erwachsenen leben in einer Ehe und davon wiederum 60 % schon seit 45 Jahren. Und Untersuchungen zeigen, dass ein Großteil davon, nämlich ca. 60-70 % der Paare, mit ihrer Ehe sogar zufrieden sind.“ Nicht die Ehe ist dementsprechend für ihn problematisch, sondern die in der Erlebnisgesellschaft übersteigerten Erwartungen an sie.

Die vorliegende Anthologie entstand aus der Absicht heraus, die Fülle der philosophischen Darstellungen der Ehe in Erinnerung zu rufen, bekannte und weniger bekannte Passagen und Zitate zur Verfügung zu stellen und damit einen Schatz an Wertvorstellungen und Einsichten zu sammeln, der verstreut liegt. Erstmalig werden Aspekte zusammengeführt, die in ihrer Wirkung zusammengehören, auch wenn sie autonom erscheinen. Im Vordergrund stehen theoretische Texte, deren Verständnis der Ehe von ihrer sozialen Selbstverständlichkeit geprägt ist. Als Institution der Nachhaltigkeit wird sie biblisch-theologisch hergeleitet oder begrifflich deduziert. Den Auftakt bildet ein Auszug aus Platons Utopie „Der Staat“ mit dem unpathetischen, ganz praktischen Erwägungen unterworfenen Ideal des gemeinschaftlichen Be-

sitzes von Frauen und Kindern, dem bereits sein Schüler Aristoteles widersprochen hat. Die in Europa vorherrschende christliche Norm der Monogamie wird durch ihre historisch einflussreichsten Theoretiker Augustinus und Luther vertreten. Es folgt die für Deutschland bedeutsame idealistische Tradition mit ihren rechtsphilosophischen Herleitungen (Kant, Hegel, Fichte). Ihrer Gewissheit der Hochschätzung der Ehe weiß sich noch der Neukantianer Hermann Cohen verbunden. Als Kontrapunkt fungieren literarische Zeugnisse (Aretino, Goethe, Balzac) sowie Theoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts, die von außen auf die Institution blicken (Engels, Nietzsche, Simmel).

Dabei ergibt sich keine Systematik möglicher Argumente für und wider die Ehe. Dass eine gesellschaftliche Einrichtung historische Höhen und Tiefen durchläuft, weil die Begründungen zeitgebunden sind, steht in Wechselwirkung dazu, dass Begründungen an Glaubwürdigkeit verlieren, sobald die Kurve nach unten zeigt. In gleicher Weise gilt dies für ihr Pendant: Gibt es die Selbstverständlichkeit der Tradition nicht mehr, weil es kein Bedürfnis mehr nach ihr gibt, oder gibt es kein Bedürfnis mehr nach ihr, weil sie ihre Selbstverständlichkeit verloren hat? Wenn das, was vernünftig ist, wirklich wird, muss dem, was wirklich ist, seine Vernünftigkeit nachgewiesen werden. Seitdem die moderne Ethologie begonnen hat, das Sexualverhalten insbesondere der Menschenaffen zu erforschen, liegt der Schluss nahe, mit der Treue die Ehe als genetische Unwahrscheinlichkeit in Frage zu stellen. Experimente an den treuen Präriemäusen führten dazu, die Biochemie des Gehirns für ihr Verhalten verantwortlich zu machen, genauer gesagt die Hormone Oxytocin und Vasopressin. Unterdrückt man deren Wirkung, gehen die Präriemäuse nur noch flüchtige sexuelle Beziehungen ein. Biologie scheint die hohen Werte auf den Boden der Tatsachen zu holen, allerdings oft ohne den naturalistischen Fehlschluss zu reflektieren. Trotz dieser Kritik hat die Philosophie, wie zu vielen Themen, auch zur Ehe die Forschungsergebnisse der empirischen Wissenschaften zu berücksichtigen. Der Blick zurück, den diese Textsammlung bietet, soll daher nicht die Umsicht verhindern, mit der die gegenwärtige Diskussion zur Kenntnis zu nehmen ist. Ideale und idealistische Konstrukte sollen nicht gegen Fakten und Erfahrungen ins Feld geführt werden. Die Anthologie möchte aber die Frage aufwerfen, ob große Philosophie nicht auch deshalb groß genannt wird, weil sie von ihren Gegenständen groß gedacht hat. Aus ihren Texten lassen sich Begriffe von Personalität

und Menschenwürde gewinnen, die der unvergänglichen Hoffnung auf Konstanz im Leben ein Podest geben.

Wenn alle Lust Ewigkeit will, sollte der Versuch, Liebe und Ehe zu versöhnen, ein Versuch, dem Retzer sein durchaus mögliches Glück bestätigt, auch in neuen gedanklichen Konstellationen unternommen werden. Die Anthologie möchte nicht zuletzt den Verdacht nähren, den ein bedeutender deutscher Philosoph in dem Aphorismus formulierte: *Wir haben mehr verloren, als uns fehlt.* (Jürgen Große)

Michael Rumpf